

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 28 (1948-1949)
Heft: 6

Artikel: Über Kultur und Literatur in der Schweiz vor hundert Jahren
Autor: Meyer, Karl Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

antwortung, der Verantwortung gegenüber den Vorfahren, die uns ein wertvolles Erbe übermitteln haben, und der Verantwortung gegenüber unsern Nachfahren, für die wir uns als Treuhänder fühlen müssen.

Dieses Verantwortungsbewußtsein muß in den letzten Tiefen unseres Seins verankert sein. Die Bundesverfassung von 1848 und 1874 beginnt, wie fast alle früheren Bünde der Eidgenossen, mit den Worten: «Im Namen Gottes, des Allmächtigen». Wer erklärt, im Namen eines andern zu handeln, anerkennt, daß er diesem Rechen-schaft schuldig ist. Dieses Verantwortungsbewußtsein muß nicht nur unsere Behörden beseelen, nicht nur den Aktivbürger, wenn er sein Stimm- und Wahlrecht ausübt, sondern jeden Mann und jede Frau in ihrem Tun und Lassen, in Haus und Familie, in Beruf und öffentlichem Leben.

UBER KULTUR UND LITERATUR DER SCHWEIZ VOR HUNDERT JAHREN

VON KARL ALFONS MEYER

Wie ein silbernes Band fällt, von fern erblickt, ein Gletscherbach still und unbewegt von hohen Firnen herab. Doch, wenn wir näher kommen, da tost und schäumt er, bildet Wirbel, führt Felsblöcke und Geröll mit sich. Nicht nur räumliche, auch zeitliche Ferne täuscht Ruhe vor. Gern schaut gequälte Gegenwart auf eine gute, alte Zeit zurück. Gewiß, so denken die meisten, gab es vor einem Jahrhundert die aufgeregten Freischarenzüge und sogar einen kleinen Bürgerkrieg. Dann aber schien doch alles gut, unser Land bekam eine ausgezeichnete Bundesverfassung und blühte seither, blühte stets. Wer sich aber in das damalige Leben vertieft, gewahrt politische, weltanschauliche, kulturelle Kämpfe schärfster Art, die seither eine Lösung nur zum Teil finden konnten, obwohl sie durch andere heute überlagert sind. Jetzt drängen Schlagworte wie «Reaktion» und «Kapitalismus» konfessionelle Gegensätze zurück; ferner splitterten sich von den geschichtlichen Parteien wirtschaftlich bestimmte ab. Damals drohte die Einmischung sogar dreier Großmächte, und die Unabhängigkeit der Schweiz hing an einem Faden. Nicht erst in den zwei Weltkriegen ist unsere Heimat wie durch ein Wunder bewahrt worden. Vor hundert Jahren war die Gnade eher noch größer und gewiß un-

verdienter. Denn erst in höchster Gefahr entstand der Bundesstaat, aus vorher völlig uneinigen, sich gegenseitig bekämpfenden oder bestenfalls egoistisch beiseitestehenden, zum Teil geradezu mit dem Ausland verhandelnden Kantonen, ohne wahre militärische Abwehrmöglichkeiten. Das Verdienst des damaligen Generals und einiger weniger maßvoller Staatsmänner kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Ihnen ist zu verdanken, daß es endlich überhaupt ein einiges Vaterland gab. Es scheint notwendig, daß diese Tatsache nüchtern betrachtet werde.

Wo war die Schweiz vor 1848? Wer durfte sich stolz sonnen, wenn er z. B. die Tüchtigkeit der «alten Schweizer» preisen hörte? Die großen Taten, von denen wir zehren, waren von vereinzelt Ständen oder von Söldnern geleistet worden. Nidwalden (nur der Halbkanton), Schwyz, das Oberwallis haben sich vor anderthalb Jahrhunderten vorbildlich verteidigt, Bern nur halb, Solothurn kaum, andere gar nicht. Wohl mußte das Siegesdenkmal bei Murten den einbrechenden Burgundern und Franzosen als komisches Ärgernis erscheinen. In den Mailänder Feldzügen waren es Krieger weniger Orte, die ruhmvoll kämpften; schon vor Marignano war die damalige Westschweiz nach Hause gezogen. Im Schwabenkrieg siegten dort Graubündner, hier Solothurner, Berner und Zürcher, denen in gefährlichster Lage noch Luzerner und Zuger zuzogen. War es anders etwa bei St. Jakob an der Birs — von St. Jakob an der Sihl ganz zu schweigen! Geradezu froh können wir sein, weil wenigstens in den jetzt untersagten fremden Diensten Schweizer Truppen auch noch in neuerer Zeit Ehre einlegten, sei es an der Beresina, in den Tuilerien oder anderswo. Vielleicht mag aber darin eine gewisse Logik sein, so sehr es uns empört, wenn der Marxist Engels 1847 das Löwendenkmal in Luzern verhöhnt und die Urschweizer und ihre Demokratie verächtlich macht: «So ehrt der Sonderbund die käufliche Treue seiner Söhne. Er lebt vom Menschenhandel und feiert ihn. Und mit dieser Art Demokratie sollten die englischen, die französischen und deutschen Demokraten irgend etwas gemein haben?» Der Mann würde nie begreifen, daß wir die Frage auch umkehren könnten. Noch unausstehlicher wirken Phrasen anderer deutscher Emigranten, denen Raum zu geben sich z. B. schon 1835 der «Burgdorfer Volksfreund» nicht entblödete: «Halt! donnerts aus dem eidgenössischen Stutzen und die königlichen und kaiserlichen Garderegimenter sinken dahin!» In Wirklichkeit aber ist uns ernste, volle Bewährung seit Jahrhunderten erspart geblieben, während Nachbarn immer wieder bluteten und verelendeten. Weder als Staatenbund noch als Bundesstaat kennt die Schweiz bisher gemeinsame kriegerische Bewährungen. Auf den Bürgerkrieg von 1847 ist niemand stolz. Noch weiß unsere Geschichte von keiner Schlacht, die vereint von allen Deutsch-

Französisch-, Italienisch- und Romanisch-Schweizern geschlagen worden wäre.

Man ist seit der Regeneration mehr als je voreingenommen gegen bestimmte Völker, übertreibt deren Fehler, entschuldigt gleiche bei überschätzten Nachbarn und übersieht sie bei sich selbst. Im Kampf zwischen Franzosen und Wallisern gab es Greuelthaten, die sogar 1944/45 nur durch Methodik und Zahl übertroffen wurden; neben der Einäscherung von Disentis 1799, den dortigen Geismorden und dem Zurücktreiben fliehender Frauen und Kinder in das angezündete Dorf sind die Vorfälle von St. Gingolph 1945 fast harmlos; und in seinen Erinnerungen an den Sonderbunds-Feldzug schrieb Edouard Burnand u. a.: «Les Suisses ont l'instinct décidément pillard». Die Ausschreitungen erfolgten durch satte, wohlverpflegte Leute im eigenen Land. Wer Geschichte und Kultur ehrlich betrachtet, erkennt für jene, daß Schopenhauers «Eadem, sed aliter» wahr ist, und daß letztere nicht an Landesgrenzen gebunden ist, so wenig wie Unkultur.

Muß hier von Geschichte und Politik gesprochen werden? Leider, denn sie überwogen vor hundert Jahren und färbten auf alle kulturellen Erscheinungen ab. Fast keine Dichter jener Zeit sind frei von Politik. Alle Sehnsüchte der einen, alle Befürchtungen der andern spiegeln sie ab. Kultur und Politik bedingten sich wechselseitig; Philosophie, Religion, Dichtung, Musik, alles, was wir unter «Kultur» verstehen, arbeitete damals irgendwie, bewußt oder unbewußt, offen oder versteckt im Dienste des politischen Tageskampfes und seiner Schlagworte. Diese wurden gelobt, gehöhnt, erhöht, erniedrigt, überschätzt oder verleumdet. *Gotthelf* sagt in «Zeitgeist und Bernergeist»: «Der Hauptgrund, warum der Verfasser auch beim besten Willen von der sogenannten Politik nicht lassen kann, ist der, daß ja die heutige Politik überall ist. . . Wo man im Hause den Fuß absetzt, tritt man auf diese Schlange, diese Landplage Europas». Er vergleicht das beständig rege politische Treiben mit einem fortwährenden Fieber. Bitzius, Keller, Disteli — sie alle mußten dem Zeitgeist opfern, dem sogar der Bernergeist nur zu oft verfiel. Für eines der gewaltigsten in jener Zeit und bei uns begonnenen Werke, den «Ring des Nibelungen», suchten neuerdings Dissertationen die engen Beziehungen zur Schweiz von 1848 klarzulegen. Man kann zweifeln, ob Philosophen wie Feuerbach und Hegel, Theologen wie Hirzel und Strauß jene Zeit beeinflussten oder aber mehr von ihr bestimmt waren. Längst ist Feuerbach verstummt, wie die Enzyklopädisten als Vorläufer der Französischen Revolution vergessen sind, aber wie stark sein philosophisch-religiöser Radikalismus in den Vierzigerjahren wirkte, zeigte sich in seinen Einflüssen auf Gottfried Keller und Richard Wagner. Im «Grünen Heinrich» erweisen sich Graf Dietrich

und der naive Atheist Peter Gilgus als Anhänger des Philosophen. Wie war es möglich, gewisse Dichter jener Zeit sogar bei uns derart zu überschätzen! Der ruhig-würdige Kreis um Eliza Wille in Mariafeld horchte eine Zeitlang wohlgefällig auf leeres Wortgeklirr der «Gedichte eines Lebendigen», 1841, von Georg Herwegh: «Reißt die Kreuze aus der Erden, alle sollen Schwerter werden!» Ergriffen scheinen damalige Leser den todgeweihten Dichter angehört zu haben, der dem dann doch glücklich vermiedenen Sterben mehrmals sein volles Glas bringt. Schon im Guckkastenlied auf den «großen» Hecker erwachte freilich Spott: «Heiß fiel es dem Herwegh bei, daß der Hinweg besser sei». Doch auch ein anderer Poet, Heine, wurde ernst genommen, was ihm, dem ja alles, auch sein Selbst zum Spaß wurde, gewiß als köstliche Ironie erschien.

Auf Kriegszeiten pflegen Jahrzehnte eines faulen Friedens und gefährlicher Krisen zu folgen. Aufatmend hatte Europa den Sieg über Napoleon begrüßt; Hoffnungen auf Neuordnung waren aufgeblüht, der politischen Befreiung sollte eine innere folgen, Tyrannei und Absolutismus müßten endlich freiheitlichen Verfassungen weichen. Das war nicht nur der dumpfe Traum erwachender Völker, sondern der helle Weckruf fast aller geistig Regsamem. Nicht aller! Es schiene uns falsch, in den Zurückhaltenden nur die durch die drohenden Umwälzungen materiell geschädigten Regenten und Aristokraten zu sehen. Goethe blieb immer maßvoll, Schiller hat eine durchaus organisch sich vollziehende Wandlung vollzogen, wie wir ähnliches Reifen ganz ähnlich bei Bitzius, Keller, Görres, Wagner sehen. Die Zeit der Restauration brachte schwere Enttäuschungen: statt des freien Aufatmens eine argwöhnische polizeiliche Überwachung jeder noch so berechtigten menschlichen Äußerung, andererseits grausame Stärkung eines überlebten Absolutismus in Österreich, Rußland, Preußen, Frankreich, England und den von ihnen abhängigen Ländern, wie Italien, Ungarn, Polen, Irland. Es ist begreiflich, daß Frankreich zuerst sich «langweilte» (Lamartine) und durch die Juli-revolution von 1830 sich zerstreute und befreite. Sie leitete die bei uns bis zum Sonderbundskrieg als «Regeneration» bezeichnete Zeit ein. Stürmische Jahrzehnte, während deren alle alten und neuen Schlagworte sich befehdeten und verspäteter Religionskrieg mit verfrühtem Klassenkampf zugleich aufloderte. Schärfer als je prallten konservative und radikale Gesinnung aufeinander, die sich mit katholisch und reformiert keineswegs deckten, auch nicht mit Föderalismus gegen Zentralismus. Es standen sich gegenüber Christentum und Atheismus, Tradition und Aufklärung, Romantik und Realismus, Aristokratie und Volksherrschaft, aber auch Kantone und Bund, Stadt und Land, Junker und Demokrat, Barettiltochter und Bürgerin, patriarchalische Regierung und Parlament, Zünfte und Handels- und

Gewerbefreiheit, Landwirtschaft und Industrie, Individualismus und Staat, Nationalismus und Kosmopolitismus. Es war die Zeit der Memoriale von Küssnacht und Uster, der Volksversammlungen von Wohlenswil, Balsthal, Münsingen, Lachen, des Marsches auf Freiburg, der Aufstände in Schaffhausen und Neuenburg, des Streites zwischen Klauen und Hörnern, der Verbrennung der Weberei in Uster 1832. Erst im Juni 1844 erfolgte dann der verzweifelte Aufstand der schlesischen Weber, ein weit und lange nachwirkendes Ereignis; damals schrieb Freiligrath rührende Verse von dem armen Knaben, der in höchster Not sich vergeblich an den heimischen Schutzgeist Rübezahl wendet. Wenige Jahre später wird der gleiche Dichter den Sieg der Eidgenossenschaft 1847 mit den flammenden Worten begrüßen: «Im Hochland fiel der erste Schuß ... da kam, die fallen wird und muß, ja die Lawine kam in Schuß...».

Jene *Regenerationsjahre* sahen ferner die Trennung von Baselstadt und -Landschaft, den Straußenhandel, lärmende Revisionsbewegungen in mehreren Kantonen, blutige Kämpfe zwischen konservativen und radikalen Wallisern, das Siebner Konkordat, die Badener Artikel, den Steinhölzli-, Conseil- und Prinzen-Handel. Es war die Zeit der Putsche, der Klostersaufhebungen und Freischarenzüge. Es gab Volks-Führer und -Verführer. Die Herrschaft der alten Patrizier war wohl abgeschafft, aber scheindemokratische Diktatörchen regierten fast absolut. Der einst vielgelesene Roman «Meister Putsch und seine Gesellen» vom Solothurner *Alfred Hartmann* suchte jene gärende Zeit und einige ihrer Lenker festzuhalten. Deutlich erkennt man Führer wie Neuhaus, Ochsenbein, die eingewanderten Brüder Snell, Augustin Keller und auf der andern Seite etwa Siegwart-Müller und Leu von Ebersol. Deutsche Emigranten spukten nicht nur im Roman; ihr Einfluß auf schweizerische Bevölkerung, die im Grunde nie revolutionär fühlte, vielleicht weil sie auch nur selten die aufreizenden Extreme von tyrannischer Mißregierung und scharfer Not erfuhr, war oft wie jener der Hefe auf trägen Teig. Während aber in späterer Zeit die Asylsuchenden oft zweifelhafte Persönlichkeiten waren, brachten in den Dreißiger- und Vierzigerjahren die Flüchtlinge meist einen frischen, belebenden Geist mit sich, der dem Handel und der Industrie oft Auftrieb verlieh und vor allem auch Wissenschaft und Kunst fast überreich befruchtete. Am größten aller Flüchtlinge, *Wagner*, zeigt sich deutlich, wie die Deutschen früher, im Gegensatz zu romanischen Völkern, überhaupt nicht revolutionär gesinnt waren, vielmehr reformatorisch. Wagner arbeitete leidenschaftlich für eine Reinigung der Kunst und der Gesellschaft und ersehnte eine Regeneration des Menschengeschlechts. In der Schweiz sah er bald mit Humor auf seine Barrikadenerlebnisse in Dresden und seine Bekanntschaft mit dem russischen Nihilisten Bakunin zurück. Aus

der Kaltwasseranstalt Albisbrunn, wo er an «Rheingold» und «Waldküre» zu arbeiten begann — Max Fehr meint, die Wasserkur hätte auf die Szenen der Rheintöchter eingewirkt — schrieb er an seinen sächsischen Kampfgenossen Uhlig, im Jahr 1852 sei die große Staatsumwälzung sicher zu erwarten; er betrachtet daher dieses Jahr als noch nicht eingetreten und datiert den Brief vom 53. Dezember 1851.

Wie erfassen wir die Kultur jener Jahre? Fast schiene es leichter, von jener zur Zeit des Perikles zu sprechen. Für 1848 übersprudeln die Quellen; das Jahr ist uns zu nah und doch fern genug. Wir glauben, die Zeit beinahe noch selbst erlebt zu haben, erkennen aber plötzlich, daß solches Erleben nur in Jugenderinnerungen an Erzählungen von Großeltern und Veteranen besteht. Was sich wandelte, ist vor allem das Äußerliche, die Umwelt. Die Menschen selbst mit ihren Leidenschaften sind sich innerlich gleich geblieben, mag auch der Vorfahr Backenbart und Vatermörder getragen haben. Ein gewaltiger Unterschied aber muß auffallen: in den hundert Jahren hat sich die Kultur zur Zivilisation gewandelt, mit andern Worten: an Stelle der Kultur sind Technik und Sport getreten. Unsere Urgroßmutter las bei Kerzenlicht, fuhr Postkutsche, ahnte nichts von Eisenbahnen, Telegraph, Telephon, geschweige von Flugzeugen und Radio. Sie hätte hellauf gelacht, wenn sie gehört hätte, wie wichtig ernsthafte Leute heute ein Fußballspiel nehmen. (Das Wort «Match» war noch nirgends gehört worden.) Noch war die verzweifelte Selbsthilfe, die Reaktion gegen die zwölfstündige Arbeit in ungesunden Fabriken qualmender Städte nicht notwendig. Die Kultur jener äußerlich so viel einfacher lebenden Vorfahren müssen wir erlauschen, indem wir zu erfahren suchen, wen und was sie lasen, wie sie lebten, wie sie sich zu bilden suchten. Uns sind die großen Dichter einer Zeit die wahrsten Kündler ihrer Kultur. Damals galt es noch als schöne Pflicht, abends im Familienkreis vorzulesen und auch selbst zu musizieren, während heute mechanische Ableierung von bereits mehrfach reproduzierter Musik genügt. Damals lagen noch Auszüge von «Freischütz» und «Preziosa» auf den Klavieren einfachster Wohnungen, und die innigen Lieder der Agathe sang jedes Mädchen. Auch der grüne Heinrich spielte ja «Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne strahlt am Himmelszelt»; diese Weise hilft ihm, Freiheit gegenüber blindem Zufall zu verteidigen. Ausländische Herkunft von hohen Werken der Dichtung und Musik störte damals weniger. Freilich waren auch damals die meistgelesenen Werke von höchst verschiedenem Wert. Einige seien erwähnt, soweit sie für das Jahrzehnt zwischen 1840 und 1850 bezeichnend scheinen und ihre Wirkung auch bei uns ausübten.

Auf eindringlichste Weise sozial (obwohl das Wort noch nicht gebraucht wurde) wirkte *Charles Dickens*. Selbst in den Romanen, die

am deutlichsten eine moralische Forderung erheben, z. B. zur Schaffung menschenwürdiger Waisen- und Armenhäuser, bleibt er wahrer Dichter, dessen Beliebtheit auch bei uns wohlverdient war. «*Oliver Twist*» erschien 1839. Sechs Jahre später suchte Dickens, der fast als ein englischer Jeremias Gotthelf bezeichnet werden könnte, durch Begründung der «*Daily News*» für seine Reformpläne zu wirken. Hätten sie von den damals Herrschenden befolgt werden können, wären Umwälzungen nicht nötig geworden und der beginnende Kampf wäre entgiftet gewesen. Dem verhängnisvollen Marx wäre der Boden entzogen worden. Der französische Bitzios wäre *Balzac*, der die fortschreitende Zersetzung der Gesellschaft schilderte, doch auch Werke reiner Schönheit wie «*Eugénie Grandet*» und «*Ursule Mirouet*» schenkte. Mit Recht schätzten unsere Urgroßeltern auch *Thackerays* «*Vanity fair*», den Jahrmarkt des Lebens, mit seinen Rückblicken auf Waterloo und pessimistischem Humor. Der Roman kam 1847—48 heraus, zur gleichen Zeit wie der Charlotte Bronte rührende «*Jane Eyre*» und Carlyles «*Oliver Cromwell*». Bei Thackeray tönt Lebensweisheit Schopenhauers an; dieser aber war noch zum Schweigen verurteilt, solange Hegel herrschte und die Welt Morgenrot witterte. Erst nach 1848 wurde er zum Trost hervorgeholt und sein Pessimismus gewürdigt. Wenn *Herwegh* Dank verdient, ist es dafür, daß er in Zürich Wagner und Semper auf Schopenhauer hinwies. Sofort versanken Feuerbach und Hegel. Wie um den überall schärfer auflodernden Kämpfen und revolutionären Strömungen zu entfliehen, lebte in jenem Jahrzehnt in der Tiefe Romantik inniger als je. Märchensammlungen erschienen. *Eichendorff* und *Tieck* wirkten. *Grillparzer* und *Hebbel* arbeiteten unbeirrt. Was haben «*Der arme Spielmann*» und «*Herodes und Mariamne*» mit ihrer Entstehungszeit zu schaffen? Andererseits erschienen schon 1835 so aufreizende Bücher wie *Büchners* «*Dantons Tod*» und das «*Leben Jesu*» von *David Strauß*. Nicht minder schwerwiegend war zwölf Jahre später Döllingers Schrift «*Über die Bedeutung einer deutschen Nationalkirche*». Greifen wir einige gegensätzliche Erscheinungen z. B. des Jahres 1841 heraus. Da wirft Feuerbach den noch gläubigen Christen sein «*Wesen des Christentums*» entgegen, Hebbel entwirft den «*Moloch*», Wagner schafft den «*Fliegenden Holländer*», Tieck versenkt sich in «*Wald-einsamkeit*» und Stifter erlebt den «*Hochwald*». Aus Frankreich wurden wir in den gleichen Jahren mit den sittengeschichtlich wichtigen Büchern der Frau Dudevant-Sand beschenkt, auch mit des ältern Dumas sensationellem Roman vom Grafen von Monte-Christo, worin uns der Satz auffiel, Staatsanwalt Villefort in all' seiner auserlesenen Korruption sei Vorbild des feinzivilisierten modernen Menschen von 1845. Von schlimmster Wirkung waren die weit überschätzten Schauderromane des *Eugène Sue*, den sogar Gräfin d'Agoult damals als

persönlichen Bekannten nicht ablehnte. Vom vielbändigen «Juif errant» kamen im Erscheinungsjahr 1844—45 schon elf deutsche Übertragungen heraus! 1842—44 überschwemmtten viele Auflagen der «Mystères de Paris» das geduldige und lüsterne Europa. All' dieser Schund mit seiner Anpreisung alles Radikalen und seiner tückischen Einführung der Jesuiten als Schwerverbrecher machte reißend Schule. Denn sonst wären in jenem Jahrzehnt nicht Zeitschriften von Bern aus stark verbreitet worden, die an Frivolität und Beschimpfung katholischer Geistlicher in unserem Land einzigartig waren und nie mehr übertroffen wurden. Leider fanden wir einst jene Bände alle in der Bibliothek eines längst verstorbenen Onkels. Prachtvolle Stahlstiche, wie unsere Zeit sie nie mehr sieht, schmückten die Zeitschriften. In fast jeder Geschichte erschien ein geheimnisvoller, alle möglichen Untaten organisierender Bösewicht, der sich am Schluß regelmäßig, wie bei Sue, als Jesuit entpuppte. Zur Abwechslung wurde etwa mit lüsterner Rührung — diese Mischung gab es in der Biedermeierzeit — erzählt, wie ein hübscher, höchst edler Neger die Pflanzerstochter aus den Greueln des Aufstands von Domingo (vergl. Kleist) rettet, um sie dann auf einsamer Insel langsam zu verführen . . ., langsam, um den Reiz auskosten zu können, denn wie gesagt, es handelt sich um einen von Edelmut triefenden Schwarzen; daß die vornehme Spanierin einige sittliche und rassenmäßige Bedenken trägt, wird auf perfide Weise lächerlich gemacht und als rückständig gebrandmarkt, 1845. Echt schweizerische Kost, nicht wahr? Solche aber wurde von unsern Kulturbeflissenen und Fortschrittlichen verschlungen. Die langweiligen Bücher von J. Gotthelf mußten erst in Berlin einen Verleger finden.

Diese Art Kultur der Vierzigerjahre hat uns manches gelehrt, nur nicht den beabsichtigten Haß gegen alles Bodenständige und Unrevolutionäre. Wir haben früh erkannt, was «Toleranz» ist. Auch sind wir entfernt von Überschätzung der sogenannten Pressefreiheit, die eine der Hauptforderungen jener Zeit war. Bei einem Aufstand der Polen 1830 schrieen die Kosaken des Großfürsten Constantin wodka-begeistert: «Es lebe die Constitution!» in der Meinung, so heiße die hübsche Gemahlin Constantins. Einsicht in die Hohlheit so mancher Phrasen, wie sie allzu harmlosen Schweizern unaufhörlich meist von Ausländern eingeredet wurden, mußte untergraben werden. Es bestand eine Art unterirdischer Verschwörung, die keine Kritik gegen Modeströmungen aufkommen ließ. Eine einseitige Berichterstattung gab vor oder glaubte, frei und demokratisch zu sein, während sie jede andere Meinung von vornherein unterdrückte. Man nehme etwa eine Darstellung jener Zeit zur Hand, wie sie der bernische Lehrer Otto Graf 1916 unter dem Titel «Charakterbilder aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts» herausgab. Da wird mit einer

geradezu naiven Selbstverständlichkeit Geschichte mit Partei verwechselt. Alle Radikalen erscheinen als makellose Helden, ihre damaligen Gegner aber als Heimtücker.

«Ein Schrei der Entrüstung ging durch das ganze reaktionäre Europa, nur Metternich lächelte kalt».

Auf welche historische Urkunde stützt wohl Graf diese Stilblüte? Beim Kampf am Trient wurden leider die Jungschweizer von den Altschweizern mit Gewehrfeuer empfangen.

«Der Schall der Schüsse, der an den Felsen schrecklich widerhallte, erfüllte die jungen, unerfahrenen Freiwilligen mit Furcht und Entsetzen».

Ist so etwas möglich bei jungen feurigen Radikalen, die sich die «junge Schweiz» hießen? War denn der Vers noch nicht gedichtet «... stehn wir den Felsen gleich, Schmerz uns ein Spott»? Beim Abschnitt über die Trennung beider Basel heißt es u. a.:

«Das Landvolk ... gründete die junge, tatenlustige Bauern- und Arbeiterrepublik Basellandschaft. Die verhältnismäßige Ruhe, unter der sich die Bildung des neuen Staates vollzog, wurmte die enttäuschten Städter bitter. Sie fingen an, die Landschaft auf alle mögliche Weise zu quälen und warfen ihre Garnisonler in die der Stadt treugebliebenen Gemeinden Reigoldswil und Gelterkinden».

Was uns verwundert, ist bloß, daß Graf im Vorwort dem damaligen Privatdozenten Dr. Feller für Ratschläge dankt. Hätte der ausgezeichnete Feller ihm doch mehr solcher erteilt!

Am 31. Januar 1848 schrieb Gotthelf aus Lützelflüh an den Aargauer Froehlich:

«Die Despotie fängt an zu wachsen aus der Freiheit heraus auf abscheuliche Weise. Mit der Gerechtigkeit wird heillos Schindluder getrieben, und eidgenössische Repräsentanten legen eine Lügenfertigkeit und Schamlosigkeit an Tag, daß es einem ordentlich die Haare zu Berge stellt. Wo soll das am Ende hinaus? Müssen wir wohl in den allgemeinen Tanz hinein, zu welchem man frevle Geiger in allen Ecken ihre Geigen stimmen hört?»

Die aufschlußreiche, von Gustav Freytag bearbeitete Lebensgeschichte des badischen Flüchtlings Karl Mathy, Herausgebers der politischen Zeitschrift «Der Zeitgeist, ein Volksblatt für Deutschland», späteren Ministers in Baden, sagt bei der Schilderung seiner Lehrertätigkeit im solothurnischen Grenchen:

«Mathy war mit den Zuständen der deutschen Heimat höchlich unzufrieden, aber wenn er sie jetzt mit dem Leben in der Schweiz verglich, wurde sein Urteil allmählich in vielem milder. Er war jetzt unter Republikanern und das meiste, was er in den ersten Monaten an ihnen sah, gefiel ihm nicht. Er fand eine harte Selbstsucht, die in der Staatsverwaltung allzu sehr den eigenen Vorteil suchte, eine Parteileidenschaft, welche unwürdige Verwandte und Genossen in alle guten Stellen drängte, die Gegner mit böartigem Klatsch und

harter Ungerechtigkeit behandelte; er sah, wie das Parteiinteresse fast überall mehr galt als der wahre Nutzen des Kantons oder der Gemeinde, und daß im ganzen die obere Verwaltung unbehilflicher, ja gewalttätiger war als daheim. Und er begann allmählich an die Bureaukratie in Deutschland freundlicher zu denken».

Der Basler Bachofen schrieb unter dem Eindruck des Umsturzes in Rom von 1848:

«Das ist der Fluch der Demokratie, daß sie ihre Verwüstungen in alle Gebiete des Lebens hineinträgt, Kirche, Haus und Familie gerade am schwersten ergreift, und für jede, auch die kleinste Frage den wahren Standpunkt verrückt. Weil ich die Freiheit liebe, hasse ich die Demokratie».

Für den andern Basler Jakob Burckhardt waren die Freischärler «Geschmeiß». Solche Verachtung entsprach seiner pessimistischen und aristokratischen Einstellung.

Möge der gütig-besonnene Gottfried Keller aus solchem Zwiespalt herausführen. Am 1. Mai 1848 steht u. a. in seinem Tagebuch:

«So weht ein rauher, unfreundlicher Hauch überall durch den Geistesfrühling dieses jungen Jahres. Das Göttliche ist erwacht auf Erden und bricht in tausend goldenen Flammen hervor; aber zugleich sammelt sich alle menschliche Schwachheit und Unvollkommenheit in eine qualmende Staubwolke, und wenn jene Flammen nicht zusammenschlagen können, so scheint diese dunkle dämonische Wolke sich umso leichter zu verdichten und den Schatten auf die irrenden Augen zu legen. Solange es Winter ist, ertragen wir den Schnee, aber schmerzlich verletzt er die Augen, wenn er nach warmen Frühlingstagen wieder rückfallend unversehens auf den grünenden Fluren liegt. Doch nein! nein! Es wird Sommer, heißer, glühender Sommer! Das neunzehnte Jahrhundert, das verhängnisvolle, läßt uns nicht zuschanden werden, und haben wir nicht seine sommerliche Mitte erlebt? In zwei Jahren zählen wir 1850. Was kann da nicht alles reif werden und sich vorbereiten zur großen Wendung unserer Geschichten!»

Keller hat die kulturellen und politischen Blüenträume der Regeneration am wahrsten und reinsten miterlebt; er ist den echten und freiheitlichen Errungenschaften auch erwachend treu geblieben, hat sie bis zum Tod verteidigt und auch die Ernüchterungen und Warnungen mit Humor und Nachsicht verklärt. Er allein, obwohl ein Schmoller und Jähzorniger, hielt sich frei von Haßausbrüchen und persönlichen Beschimpfungen, wie sie dem Theologen von Lützel-flüh so leicht entschlüpfen. Vergessen sind längst «junges Deutschland» mit Gutzkow, Laube, Stirner und andern im Jahrzehnt 1840—50 so einflußreichen Dichtern und Denkern; verschollen ist das «junge Europa» Mazzinis, dessen Schilderung im Roman «Wandlungen» der Fanny Lewald damals überall verbreitet war. Nicht vergessen, nicht verschollen aber sind die Werke Kellers. Wenige Seiten genügen, uns aufatmen zu lassen, als ob wir aus dumpfer Höhle in frische, durchsonnte Luft träten. Sein Wirken fällt wohl erst in spätere Jahr-

zehnte — nur Gedichte erschienen schon vor 1848 — aber es spiegelt aufs lebendigste die Kultur jenes Jahrzehnts. Auch er hat gegen die Jesuiten ein paar leidenschaftliche Verse geschrieben, auch er hat an einem Freischarenzug teilgenommen. Doch von Parteischlagworten befreite er sich bald. Seine Vaterlandsliebe ist demütig und doch stolz, er verlangt nichts, tadelt nicht, trennt nicht freisinnige und Sonderbundskantone — nein! er bittet Gott, seinen schönsten Stern strahlen zu lassen auf die irdische Heimat.

Ausländer, die unser Land durch Gottfried Keller kennen lernen, müssen es lieb gewinnen. Warm und treu wandert schweizerisches Wesen durch seine Dichtungen. Auch als er in seinen letzten Lebensjahren einsah, daß sogar seine geliebte Republik nicht frei blieb von mancherlei Schäden, hat er nicht verallgemeinert und die Hoffnung auf junge Aufrechte nie aufgegeben. Vielleicht waren 1886, als «Martin Salander» erschien, die Mängel im Staate nicht größer als schon 1832 und 1848; ja es mag sein, daß sie einst eher schlimmer waren; aber sie erscheinen einem besonnenen Greis düsterer als dem jauchzenden Jüngling. Ein durchaus organischer Wandel zeichnet sich ab, wie er schon bei Schiller deutlich wurde und ebenso beim mit Keller befreundeten Achtundvierziger Richard Wagner. Aus dem Freischärler Keller erwuchs natürlich und ohne Sprung und Verrat endlich der maßvolle Arnold Salander. Der nämliche Schiller dichtete die aufrührerischen «Räuber» und den auf allgemeines Stimmrecht verzichtenden «Demetrius». Dem Revolutionär Wagner schulden wir das wilde «Liebesverbot», wie wir dem Regenerator Wagner erhabene Verklärungs- und milde Gralsmusik verdanken. Grundsätzlich ist solch' organische Entwicklung, diese Beharrung im Wachsen, von jähen Wendungen zu unterscheiden, wie sie oft vorkamen und meist als Abfall beurteilt wurden. Der Berner Patrizier Karl Ludwig Haller wurde katholisch; der St. Galler Politiker Baumgartner wechselte die Partei; der große Jurist Friedrich Ludwig Keller, der Nachfolger des bedeutenden, zwei Wochen nach seiner Wahl zum Zürcher Bürgermeister gestorbenen Schirmherrn des schweizerischen Liberalismus, Paul Usteri, gab seine Traditionen auf und wurde in Berlin konservativer Royalist. Der Hesse Dingelstedt hatte 1842 die fürstenfeindlichen «Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters» verfaßt, wandelte sich aber zum geschmeidigen Hofmann.

Bei jenen Großen aber, nochmals sei es betont, erfahren wir ein Bewahren und zugleich Fortschreiten, eine Art freisinnigen Konservatismus, wie er wohl zutiefst schweizerisch ist und sich auch im Verfassungswerk von 1848, das Max Huber «die glücklichste und bedeutendste Tat unserer Geschichte» nennt, bewährt. In solcher Gesinnung, die stets das Beste der «alten» mit Gutem der «neuen» Schweiz verschmilzt — ohne diese Namen zu fanatischen Partei-

programmen zu entwürdigen — sollte man Kellers Weisheit auf sich wirken lassen. Nur fünf Jahre nach dem Bürgerkrieg schrieb er «Frau Regel Amrain und ihr Jüngster». Wo gäbe es eine so ehrliche, unparteiische, mit Humor und Nachsicht für eigene wie fremde Schwächen erwärmte Geschichte der Freischaren? «In Zeiten des Umschwungs, wenn ein neuer Geist umgeht, hat die alte Schule des gewohnten Rechtes keinen Wert mehr» — aber sofort fügt Keller bei, das neue Rechtsbewußtsein müsse erst erlernt und angewöhnt werden. «Da nun das Gesetzliche und das Leidenschaftliche, das Vertragsmäßige und das ursprünglich Naturwüchsige, der Bestand und das Revolutionäre zusammen erst das Leben ausmachen und es vorwärts bringen . . .».

Das Leben von *Albert Bitzius*, der sich programmatisch Jeremias Gotthelf hieß, gehörte ganz jener Zeit vor hundert Jahren an. Seine Werke zeigen die kulturelle Welt des damaligen schweizerischen Mittellandes, wie ein pfarrherrlicher Sozialreformer, ein Eiferer gegen alle Laster, ein Bäuer sie sehen mußte. Ob er in so gewaltigem Grade die Kultur jener Zeit beeinflußt und mitgeformt hat, wie heutige Kenner seiner Schriften es gern voraussetzen, wagen wir nicht zu glauben. Denn die damaligen beständigen Parteikämpfe und das leidenschaftliche Ringen um die Macht im Kanton erstickten die Anteilnahme für eine Kost, die zu derb und gesund war und es damals niemandem recht machen konnte. Wohl ist Gotthelf freisinnig, aber dennoch hassen ihn die Radikalen; er will keine aristokratischen Vorrechte, wie sollten ihn da die Junker schätzen; er wettet gegen Politiker und Advokaten, wie würden sie da für ihn Propaganda machen? Er schüttelt die Faust gegen das Emmental durchziehende Freischarenzüge, aber wie sollten Sonderbündler den reformierten Pfarrer loben? Er verfeindet sich mit den reichen Bauern, wenn er deren im Welschland verbildete Töchter lächerlich macht; er stößt die armen Tauner ab, denen er Gottesfurcht statt Schnaps empfiehlt. Als Prediger wirkte er wegen eines Zungenfehlers (wie wir es noch durch eine von ihm als Mädchen einst konfirmierte alte Frau in Sumiswald bestätigt hörten) leicht komisch, und zwar um so mehr, je eifriger er überzeugen wollte. Die ganze große Persönlichkeit birzt vom Drang, helfen und Gutes wirken zu wollen; da es aber selten gelingt und zu wenige auf ihn ernstlich hören, überschlägt sich schließlich sein Reden und er gerät vom Sonderbundskrieg an bis ins Todesjahr 1854 ins Fluchen und Poltern hinein. Es ist eine Ironie der Kulturgeschichte, daß Gotthelfs Bauerngeschichten erst in Berlin verlegt werden mußten, bevor sie spät und langsam in seiner Heimat zur Geltung kamen. Doch, wie oft waren wir enttäuscht, wenn wir im Kuttelbad erfahren mußten, daß niemand die dort spielende prächtige Erzählung «Michels Brautschau» kannte, oder wenn wir in der

Hornbachpinte, nur hundert Schritte vom Haus der «Schwarzen Spinne» entfernt, hören mußten, man habe diese ergreifende Geschichte nie gelesen. Und wie sollte jemand bei uns volkstümlich werden können, wenn seine «Elsi, die seltsame Magd» 1798 nicht von Preußen getötet und in der «Alten Geschichte zu neuer Erbauung» Bern nicht von Deutschen bestohlen wurde!

Bezeichnend für Gotthelf ist z. B. folgende Briefstelle vom 19. Januar 1845:

«Daß man gegen die Luzerner so mir nichts dir nichts ausziehen konnte und sie morden als ob sie Spatzen wären, kömmt mir vor als eine verfluchte Barbarei und namentlich in dem Zeitalter, wo man keine Kindsmörderin mehr richten darf und keinen Brandstifter, in dem Zeitalter der Kultur, wo die Todesstrafe aufgehoben werden soll».

An Froehlich schreibt er im Mai 1848:

«Wir leben in unhirtigen Zeiten; für junge Leute mag das sehr angenehm sein; wenn man aber grau wird ums Haupt, so wird einem die Ruhe lieb, und man wäre imstande, in den Krieg zu ziehen, um Ruhe zu suchen. — Indessen scheint es doch hier und da zu bessern, und möglich ist es gar, daß ich selbst noch mal Deine Aargauer rühmen muß um der Wahrheit willen, ich mag wollen oder nicht».

Gotthelf mußte aber auch noch das «Kommunistische Manifest» erleben, das Marx und Engels Ende 1847 verfaßt hatten und das von London aus seit Februar 1848 verbreitet wurde. Es begann:

«Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen das Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten».

Und es schloß:

«Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. — Proletarier aller Länder, vereinigt euch!»

Wenn Worte dieses scheußliche, immer wachsende und längst auch am heitern Tag umgehende Gespenst zu entlarven vermöchten, hätte Gotthelf es getan durch sein 1845—47 verfaßtes Buch «Jakobs, des Handwerksgeßellen Wanderungen durch die Schweiz». Der Roman richtete sich gegen Wilhelm Weitling, den Sohn einer armen deutschen Wäscherin und eines französischen Offiziers; er wuchs unter großen Entbehrungen auf, kaum konnte es seine Mutter ermöglichen, ihn ein Handwerk, die Schneiderei, erlernen zu lassen. Auf der Wanderschaft kam er 27jährig 1835 nach Paris, wo er einem «Bunde der

Gerechten» beitrug; 1842 gab er ein Buch «Garantien der Harmonie und Freiheit» heraus. Heute spuken gefährlichere Leute als jener Weitling unter uns, der es mit seinen volksbeglückenden Plänen wenigstens ehrlich meinte. Aus Gotthelfs Buch sei fast wahllos herausgegriffen:

«Arme Teufel wurden wohl unter keinem König ärger ausgezogen, als arme Handwerksburschen von ihren radikal kommunistischen Führern ausgebeutet wurden, alles unter dem Schein Rechtens, dem Mantel der Liebe, der väterlichen Sorge, daß sie durch Mäßigkeit und Fasten auf die hohe Zeit sich vorbereiten sollten. Während die einen in ernstem Sinne diese Lehre freiwillig befolgten, die andern aus Not nicht anders konnten, faulenzten und schlemmten die Führer. Wahrlich, in keinem Jahrhundert haben sich Pfaffen nichtswürdiger benommen, ärger betrogen, ärger vom Schweiß der Armen stinkend gelebt, als viele der radikalen kommunistischen Führer es taten und wahrscheinlich annoch tun».

Oder:

«Die hohe Mission, eine ganz neue Weltordnung zu gründen, wo jeder nur zu arbeiten brauche, was er angemessen finde, und dafür kriege, wessen er sich würdig hielte. Ach, wie sie gerührt wurden, und wie sie glühten bei all den Feseleien, die so geistig tönend, deren Hintergrund aber doch nichts war als Bratwürste nach Herzenslust, Weiber nach Belieben, Wein, so viel jeder vertragen möge, und alles gratis...».

Am 28. Januar 1846 schrieb Gotthelf das Vorwort, das heute noch Mahnung sein könnte:

«In gleichem Maße, wie ... der Verfasser das gesamte Volk, also vom höchsten Haupte bis zum niedrigsten, liebt, haßt er die falschen Freunde des Volkes, welche unter der Larve des Wohlwollens den Teufel wecken in des Volkes Brust und vom Schweiß und Blut des armen Volkes sich gieriger mästen, als kaum je ein Tyrann kleinerer oder größerer Sorte sich gemästet hat. Vor solchen entlarvten Blutigeln gutmütige deutsche Handwerksburschen, deren schon so viele durch die verlarvten Freunde zugrunde gegangen sind, zu warnen, ist Zweck dieses Buches. Der Verfasser bezeichnet einstweilen bloß die Larven, nicht die Gesichter; wer noch für guten Rat empfänglich ist, wird die Gesichter bald erkennen und sich vor ihnen zu hüten wissen. — Schließlich bemerkt der Verfasser noch vorzüglich zu Händen allfällig neuer Leser, daß er nicht um Gunst und Gnade schreibt, sondern für das Volk, unbekümmert, schmecke es dem Volke süß oder bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Kreaturen, für den allerniederträchtigsten unter den Niederträchtigen aber den Volksschmeichler».

Mit diesem wahrhaften Gotthelf-Spruch, einem der ehrlichsten Zeugnisse für Kultur — und Unkultur — der Zeit vor einem Jahrhundert, wollen wir uns begnügen, um noch wenige Namen als Stichworte zu nennen.

Philippe Sirice Bridel, genannt der Doyen Bridel, trug damals durch seine «*Etrennes helvétiennes*» und den «*Conservateur suisse*» viel dazu bei, daß die französische Schweiz eidgenössische Geschichte

und Zusammengehörigkeit zu schätzen begann. Sehr vielseitig wirkte der Luzerner *Troxler*, radikaler Kämpfer, aber Gegner der Klosteraufhebungen. Konrad Ferdinand Meyers Wirken gehört späteren Jahrzehnten an. Er würde bei aller Vaterlandsliebe kaum viel Begeisterung für eine Regeneration gefühlt haben, der er aus aristokratischer Tradition fern stand. Darf der Deutsch-Mähre Karl Postl als *Charles Sealsfield* zu den Schweizer Dichtern gezählt werden? Seine Hauptwerke wurden alle hier verfaßt, und in Solothurn liegt er begraben. Einer fast übertriebenen Schätzung seiner glutvollen, erlebten Schilderung vergehender und werdender Rassen und Völker in den Südstaaten Nordamerikas folgte nach 1848 ein rasches Vergessen. Eigenwilliger Stil und sein «demokratischer Aristokratismus» stellten wohl Ansprüche, mit denen seit 1844 der weniger tiefe Gerstäcker seine Lesermassen verschonte. Von den sehr zahlreichen Ausländern, die unser Land aufsuchten, sei noch der mit J. Burckhardt zuerst innigst befreundete, dann von ihm abgelehnte *Kinkel* genannt. Ricarda Huch findet in diesem Zerreißen des Bandes etwas von der Grausamkeit des Mordes und meint, Burckhardt hätte den geschichtlichen Bruch in Deutschland nicht bedacht und sei eben immer Angehöriger eines Landes geblieben, «in dem die schöne Geformtheit des Mittelalters, wenn auch allmählich umgewandelt, doch in ihrem Wesen fortbestand». Wieder wird also von ganz anderer Seite her jenes Beharren und sich doch Wandeln als charakteristisch für die Schweiz bestätigt. So meinte ja auch der erste Bundespräsident, der Winterthurer *Jonas Furrer*: «Wir sind das einzige Volk in Europa, welches in dieser sturmbewegten Zeit in Ruhe und Frieden und auf dem gesetzlichen Wege das schwierige Werk seiner politischen Umgestaltung durchgeführt hat».

Einer, dem das Löwendenkmal von Thorwaldsen auch mißfiel, war der Burschenschafter *Ruge*, der nach sechs Jahren Haft auf der Festung Kolberg mit Religion und Vorrechten aufräumen wollte, sich aber bald mit Marx entzweite, in dem er nun zähnefletschenden Egoismus, Rabbinertum und Unterjochung fand. «*Wenn alle miserabel werden, kann man die Misère nicht aufheben*». Um wieder von anderem Gesichtspunkt aus Einblick in jene Zeit zu erhalten, sollten auch die Briefe des französischen Ministers de Tocqueville, des Verfassers der Philosophischen Geschichte der Herrschaft Ludwigs XV., berücksichtigt werden; Tocqueville sandte den später so berühmten Grafen Gobineau als Ambassador nach Bern. In zwei Bänden des aus Kassel stammenden, später als Jurist auch für die Bundesgesetzgebung wichtigen Heinrich Fick blinken wieder andere Streiflichter auf 1848 auf.

Viele Namen tauchen noch auf. Doch gilt gewiß, was Adolf Frey in seinem Büchlein «Schweizer Dichter» sagte: «Ein halbes Jahr-

hundert lang also, vom Einsturz der alten Eidgenossenschaft (1798) bis zur Errichtung der neuen (1848), befehdeten sich die politischen Leidenschaften in der Schweiz. Sie erfrischten, verjüngten und bewahrten die kleinen städtischen und staatlichen Gebilde vor Stillstand und Verrottung. Allein sie verzehrten den Hauptteil der Seelenkräfte des Landes, das überdies, da es die Nachwehen der Kriegsjahre lange nicht verwand, für Kunst und Literatur wenig übrig behielt».

Einige Aspekte seien immerhin noch angedeutet. Nicht vergessen sei der satirische Zeichner *Martin Disteli* aus Olten, dessen drollige, aber hinterhältige Grillen- und Käferbilder alle Gegner der Radikalen dem Spott preisgaben. Da war der Maler *Koller* mit Gemälden von 1847/48 ganz harmlos. Seine Kühe sind nur Kühe, es versteckt sich in ihnen weder ein Bruder Snell noch ein Segesser oder Leu von Ebersol. Als einflußreiche satirische Zeitschrift erschien seit 1844 in Solothurn der «*Postheiri*». Bedeutend als Komponist und Musiktheoretiker war *Xaver Schnyder von Wartensee*. Die Jahre vor dem Sonderbundskrieg, dem kommunistischen Manifest und der Märzrevolution in Deutschland brachten aber auch einen Aufschwung der Naturwissenschaften. Der bescheidene schwäbische Arzt Robert Mayer fand das Gesetz von der Erhaltung der Energie, als Erhaltung der Kraft auf anderem Weg entdeckt von Helmholtz 1847. *Liebig* gab 1844 seine «chemischen Briefe» heraus; schon 1828 hatte Wöhler zum ersten Mal aus anorganischen Stoffen einen organischen, sei's auch nur den Harnstoff hergestellt; 1851 erfand *Helmholtz* den Augenspiegel, wenige Jahre später erschien Darwins vieles umstürzendes Buch über den Ursprung der Arten. Die wissenschaftlichen Entdeckungen und Umwälzungen, bald verbunden mit einer ungeheuren Entwicklung alles Technischen, haben unendlich tiefer und weiter gewirkt als die heute vielfach läppisch erscheinenden politischen und konfessionellen Aufregungen jener Jahre.

Auch die Schweiz hatte an jenem gewaltigen Aufschwung nicht nur empfangenden Anteil. Zur volkstümlichen Verbreitung neuer zoologischer, anatomischer, paläontologischer Erkenntnisse trug der vielseitige, aus Gießen 1835 geflüchtete, dann in Bern und Genf wirkende *Carl Vogt* viel bei. Freilich hat sich die Erkenntnis von manchem, das er als «Köhlerglauben» verachtete, wissenschaftlich sehr verschoben. So sind auch die naturphilosophischen Schriften von *Lorenz Oken*, so verbreitet auch seine große Naturgeschichte nach 1841 war, rasch veraltet. Zahlreiche naturwissenschaftliche Werke hatte in den Dreißiger- und Vierzigerjahren *Heinrich Rudolf Schinz* verbreitet. Einer der größten Förderer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse bleibt *Louis Agassiz*, der Freund Alexander von Humboldts und Cuviers. Sein fünfbändiges, mit 400 kolorierten Tafeln reich ge-

schmücktes Werk über die fossilen Fische erschien 1833—43. Noch bedeutungsvoller sind seine Gletscherstudien und die Lehre von den Eiszeiten, Vorträge und Bücher aus den Jahren 1837 bis 1847. In einer Zeit, da Hochgebirgsbesteigungen noch selten waren, beging Agassiz (1845) das Lauteraarjoch. Gewaltig sind auch die zoologischen und geographischen Ergebnisse der Reisen, die er besonders 1846 mit Unterstützung des noch für wenige Jahre Regent Neuenburgs bleibenden Königs von Preußen zuerst nach den Vereinigten Staaten unternahm, später auch nach Brasilien.

Angedeutet sei, daß auf einem Gebiet angewandter Naturwissenschaft, dem Forstwesen, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts bei uns Vorbildliches geleistet wurde. Der aus Magdeburg stammende, in Aarau eingebürgerte *Heinrich Zschokke* hat in seinen beiden Werken «Die Alpenwälder» und der «Gebirgsförster» als einer der ersten auf die Wichtigkeit der Bewaldung auch als Schutz vor Lawinen, Wildbächen, Rufen, Muhrgängen hingewiesen. Seine forstlichen Gedanken sind heute Gemeingut geworden, während die Zeit, da Zschokke einer der am meisten gelesenen Schriftsteller Europas war, nicht wiederkehrt. Damals aber konnte sein politisches Wirken mit demjenigen Voltaires verglichen werden, und er galt als einer der Einflußreichsten in jenen der Neugestaltung der Eidgenossenschaft vorangehenden Jahrzehnten. Außer Zschokke haben sich vor 1848 Bohl, Lardy, Zötl und Meister für die Erhaltung und Pflege der Bergwälder eingesetzt. Auch Laien fiel deren rasch zunehmende Zerstörung auf; schrankenloser Weidebetrieb setzte die obere Waldgrenze vielerorts um Hunderte von Metern herab; noch jetzt deutet oft nur noch ein ökonomisch wertloser Alpenrosengürtel an, bis wohin einst kostbarer Lärchen- und Arvenwald reichte. Ganz bedeutend als Forstmann, Warner und Erzieher war aber vor allem während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Berner *Karl Kasthofer*. Sein Wirken war höchst fruchtbar; man verfolge es im vortrefflichen Lebensbild, das 1943 Fritz von Erlach entwarf, zur Hundertjahrfeier des Schweizerischen Forstvereins, in Langenthal. Nicht verschweigen dürfen wir die politischen Kämpfe Kasthofers, die zur Verbannung dieses wackern, selbständigen, dem Wohl des Vaterlandes ganz ergebenen Mannes führten und für die Kultur jener Jahre bezeichnend sind. In scharfem Gegensatz zu seinen politischen Kameraden meinte Kasthofer u. a.:

«Die Schweiz soll ohne Beunruhigung des katholischen Volkes gegen den Reaktionsgeist der römischen Kurie sichergestellt, und das Prinzip der Reformation aufrecht erhalten werden, aber dabei darf man nicht vergessen, daß wir der Hilfe, des Vertrauens und der Liebe der katholischen Miteidgenossen dringend bedürfen, wenn es sich darum handeln sollte, die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu verteidigen. Ich habe Gesandte der katholischen Orte aufgesucht, um mil-

dernd auf sie einzuwirken. Deswegen bin ich kein Reaktionär und kein Feind des Fortschrittes, wie man mich hier im Rate und in den Zeitungen verdächtigt».

Oder er sagt:

«Der ist nicht liberal, der nicht gerecht zu sein weiß. So lange ich lebe, werde ich ein Gegner des politischen Geistes der Mehrheit unserer Burgerschaft und der Mehrheit des gestürzten Patriziates sein, aber auch Gegner jeder Ungerechtigkeit gegen meine liebe Vaterstadt».

Kasthofers Los war es, von den Konservativen als Neuerer angesehen, von den Radikalen aber als rückständig beschimpft zu werden. Er hatte schon in den Dreißigerjahren als Mitglied des Nationalvereins eifrig die Bildung eines Bundesstaates auf dem Weg freundeidgenössischen Übereinkommens befürwortet. Für diesen wirkte tatkräftig im «Schicksalskanton» werdenden St. Gallen Landammann *Basil Ferdinand Curti*, ein liberaler Katholik. Eine ungemein lebenswürdige Persönlichkeit auf römisch-katholischer Seite war der bedeutende Geschichtsforscher und Priester *Fiala*, 1843 Pfarrer des Dörfchens Herbetwil, nach der Kulturkampfzeit vom Papst zum Bischof von Basel, in Solothurn, gewählt.

Während Jakob Burckhardt 1846 schrieb: «Ihr wißt nicht, welche Tyrannei über den Geist ausgeübt werden wird, unter dem Vorwand, daß die Bildung eine geheime Verbündete des Kapitals sei, das man zernichten müsse», konnte der große englische Historiker Georg Grote 1847 immerhin feststellen:

«So vieles, das sowohl den guten Menschen wie den guten Bürger ausmacht, ist in der *ganzen* Schweiz zu finden, daß die gegenwärtigen Unstimmigkeiten, die das Land beunruhigen, nur tiefe und besorgte Anteilnahme erregen können. Fleiß, Weitsicht, verlässliche Energie und gegenseitige Hilfsbereitschaft erfüllen einen größeren Teil der Bevölkerung als vielleicht in irgendeinem andern Lande Europas».

Die erste Eisenbahn fuhr 1847 zwischen Zürich und Baden. Lokomotive und Wagen hatten noch im Ausland, in Karlsruhe, hergestellt werden müssen. Wie gewaltig haben sich seither Industrie und Handel entwickelt. Wie stolz können wir heute auf die großen Firmen in Winterthur, Oerlikon, Baden, Zürich sein! Alt Bundesrat Stampfli kennzeichnete in einem jüngst in Zürich gehaltenen Vortrag die wirtschaftlichen Zustände im eidgenössischen Staatenbund vor 1848 als allmähliches Erstarren der Unternehmerfreiheit; es folgte im jungen Bundesstaat eine Ära des Freihandels. Nationalökonomisch wurden die Vierzigerjahre durch bedeutsame Werke eingeleitet. 1840 hatte der Franzose Proudhon nachzuweisen versucht, Eigentum sei Diebstahl; 1841 gab der Reutlinger Friedrich List, ein Vorkämpfer des Schutzzolls, «Das nationale System der politischen Ökonomie» heraus;

1842 versuchte Rodbertus aus Greifswald die Notwendigkeit einer Änderung der Staatswirtschaft zu begründen.

Eifersüchtige Kämpfe verzögerten die in der Verfassung von 1848 vorgesehene Errichtung der Eidgenössischen Technischen Hochschule bis 1855.

Ein Jahrhundert ist vergangen, seitdem in unserem Land Krieg geführt werden mußte. Schwärmer hatten damals gehofft, die Umwälzungen von 1848 würden Kriege in Zukunft der Menschheit ersparen. Mit zunehmender Volksherrschaft und sich vervollkommnender Technik sind sie aber nur blutiger und viel grausamer geworden. Die Völker sind nicht glücklicher, als sie es vor hundert Jahren waren. Doch immer wieder hoffen sie, wie damals und wie schon 1789, es werde gewiß bald der 1. Floréal des Jahres I tagen. Sie vergessen, daß nach ewigem Naturgesetz stets wieder Pluvial und Nivôse folgen. Nie ist den Menschen Ruhe beschieden, die Kämpfe und Sorgen wiederholen sich seit Jahrtausenden; auch die idealste Verfassung wird daran wenig zu ändern vermögen, das Leben wird immer vormärzlich bleiben, trotz aller März-Revolutionen. Aber unser Bundesstaat regte eine hoffnungsvolle Keimzeit an; seit 1848 begann für die Schweiz wahrlich ein junger Germinal, der wahren Freisinn, bewährter Wirtschaft und sozialer Gerechtigkeit jede Wirkungsmöglichkeit bot und bietet.

Von der Krone eines Baumes aus gesehen, verschwindet das Gewimmel auch des mächtigsten Ameisenhaufens; so auch zeigt sich von hohem Berggipfel aus nichts vom unruhigen, qualvollen Treiben in all' den Dörfern, Städten und Staaten der Niederungen. Sub specie aeternitatis versinken auch die Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende... Freiligrath hat 1844 seine Gedichtsammlung, von der er wähnte, sie sei der Weckruf für eine bessere Zeit, mit den Spänen verglichen, die Andreas Hofers Frau als Kriegsansage in die Passer warf. Aber Verse und Späne sind längst vergessen. Doch immer noch gleich rauscht der Gletscherbach und immer wieder, wenn wir ihn vom Tal aus sehen, erscheint er wie ein unbewegtes, stilles Silberband.